

Großelternschaft: Facetten und Ambivalenzen

| Von Kurt Lüscher

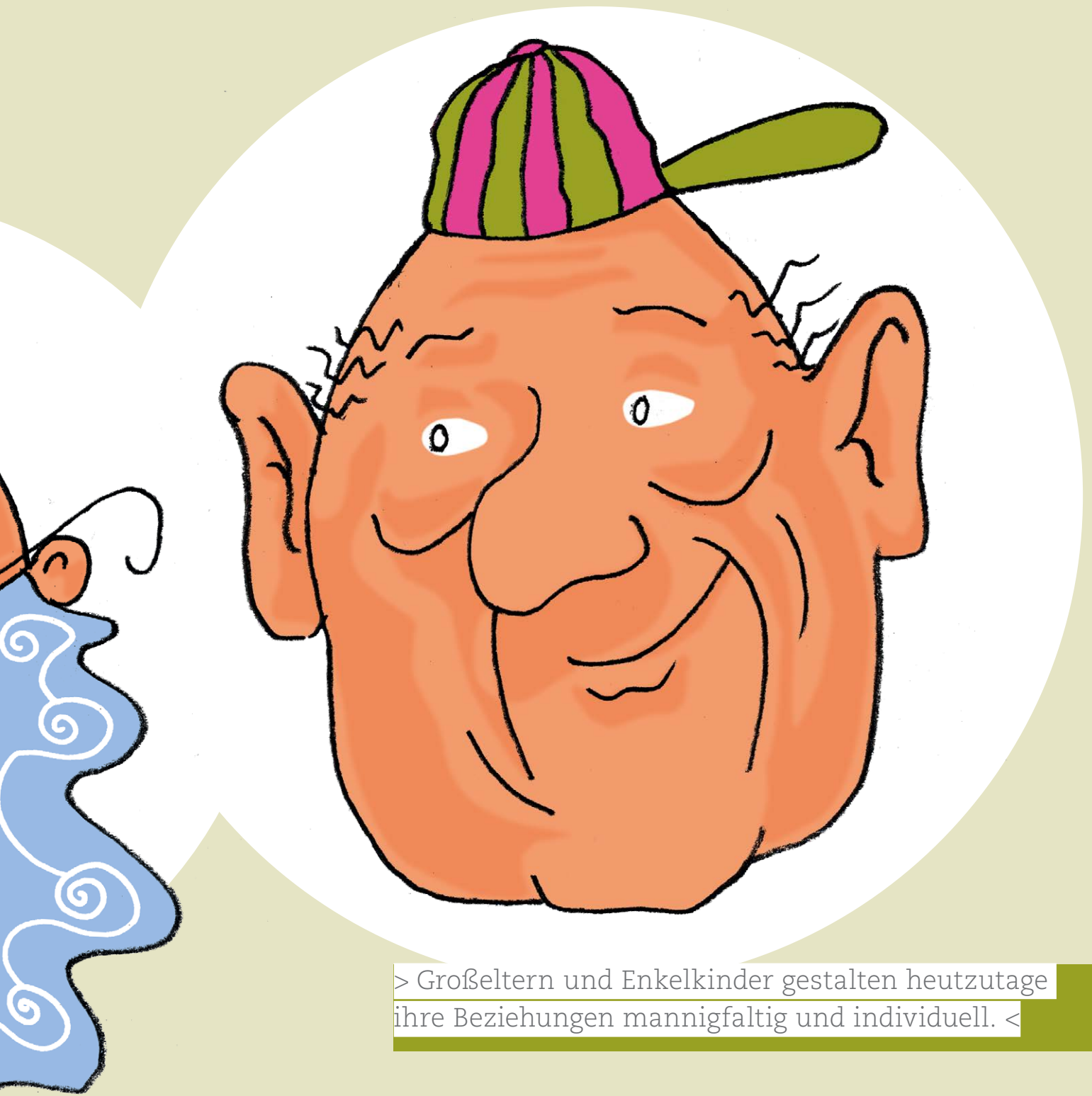
Großelternschaft scheint ein altvertrautes Thema zu sein. Doch es wurde erstaunlicherweise erst in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts in der Familien- und Generationenforschung lanciert. Mittlerweile gibt es eine stattliche Zahl von Veröffentlichungen. Doch wirklich erkundet ist das Feld noch nicht, ebenso wenig die Überschneidungen mit anderen sozial- und kulturwissenschaftlichen Bereichen. Am Wandel von Großelternschaft lassen sich beispielsweise alltägliche Phänomene der Modernisierung und ihre Widersprüchlichkeiten im Blick auf die Entfaltung persönlicher Identität erkennen. In dieser Perspektive stelle ich in gebotener Kürze und dementsprechend unvermeidlicher Allgemeinheit drei Thesen zur Diskussion.

These 1: Großelternschaft ist nicht selbstverständlich

Für diese These spricht – erstens – ein historischer Rückblick. Obgleich die verwandtschaftliche Generationenfolge ein kulturanthropologisches Phänomen ist, berichten die einschlägigen deutsch- und französischsprachigen Arbeiten über die Geschichte der Großelternschaft (Attias-Donfut & Segalen 1998; Chvojka 2003), dass die Bezeichnungen Großvater und Großmutter in Frankreich erst im 16. und in Deutschland sogar erst im 17. Jahrhundert aufgekommen sind. Noch bis ins 18. Jahrhundert wird die Bezeichnung Ahne für Großvater verwendet. Enkel wiederum ist der Diminutiv von Ahne und wird auf die im indogermanischen Bereich verbreitete Ansicht zurückgeführt, dass ein Enkel – im übertragenen Sinne des Wortes – als „Wiedergeburt“ seines Großvaters verstanden wurde. Das zeigte sich auch in der Wahl des Vornamens. (Eine Assoziation mit dem in der neueren Familientherapie-Forschung genutzten Konzept der transgenerationalen Delegation liegt nahe).

Chvojka (a.a.O.) legt dar, dass für die Herausbildung der Großelternrolle die Entwicklung des Verständnisses des (kleinen) Kindes wichtig gewesen ist, ferner – seit dem Ende des 19. Jahrhunderts – die Tatsache, dass eine wachsende Zahl von Menschen ein höheres und schließlich hohes Alter erreichten. Er zeigt, wie die Ruhestandsregeln der Beamtschaft, dann jene weiterer Berufsgruppen und schließlich die der Arbeiterschaft, die Herausbildung der Großväter-Rolle befördert hat. Göckenjans (2000) grundlegender Analyse zur Geschichte der „Altersbilder und des Bedeutungswandels des Alters“ kann man entnehmen, wie die Großmutter als Gegenbild zu der bösen Alten entstand. Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, dass gegen Ende des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Rolle der Großeltern in der Literatur, der Kunst sowie in der Werbung verklärt wird. Heutzutage macht es oft den Eindruck, das Lobpreisen von Großelternschaft trete an die Stelle der lange Zeit populären Idealisierung der Familie.





> Großeltern und Enkelkinder gestalten heutzutage ihre Beziehungen mannigfaltig und individuell. <

Ein zweiter Aspekt „gebrochener Selbstverständlichkeit“ von Großelternschaft, der zwar nicht neu ist (man denke an die Heiratsverbote und das klösterliche Leben), heutzutage jedoch besonders verbreitet scheint, ist die Tatsache, dass bei weitem nicht alle älteren Menschen Großeltern sind. Da Großelternschaft indessen keine demographische Kategorie ist, fehlen darüber genaue Zahlen. Grob geschätzt sind in Deutschland gegenwärtig zwei Drittel bis drei Viertel aller 60-jährigen und älteren Menschen Großeltern. Das heißt, es gibt ungefähr zwölf bis 14 Millionen Großmütter und Großväter. Die Großmütter sind dabei zahlreicher, weil ihr Anteil unter den alten Menschen höher ist und mehr Männer kinderlos bleiben. Gleichzeitig jedoch sind rund vier bis fünf Millionen Menschen in diesem Alter nicht Großeltern. Somit ist zu beachten: Wenn in wissenschaftlichen Texten, öffentlichen Diskursen und persönlichen Gesprächen von Großelternschaft die Rede ist, insbesondere in der positiven Konnotation von Lebensglück, können Menschen sich subjektiv ausgeschlossen fühlen oder werden sogar ungewollt verletzt.

These 2: Großelternschaft ist mehrfach mannigfaltig

Auf den ersten Blick ist die Grundstruktur von Großelternschaft einfach: Kinder haben zwei Eltern und dementsprechend vier Großeltern. Doch diese Umschreibung weckt unverzüglich Widerspruch, denn tatsächlich ist Großelternschaft mehrfach mannigfaltig. Das hat viele Gründe. Offensichtlich sind die Unterschiede nach Geschlecht, Tod und Verwitmung, Migration oder Flucht. Es gibt viele Varianten sogenannter „Patchwork-Familien“ und als „Patchwork-Verwandtschaften“ betreffen sie auch die Großelternschaft. Trennung und Scheidung strukturieren Großelternschaft und können sie mit Konflikten belasten.

Im Blick auf die gelebten Beziehungen sind die Altersunterschiede zwischen Enkelkind, Großmutter und Großvater, der Zeitpunkt gemeinsamen Tuns im Lebenslauf, der Einfluss biographischer Ereignisse sowie die Auswirkungen historischer Entwicklungen von Belang. So beschreiben und dokumentieren zahlreiche literarische und wissenschaftliche Arbeiten, wie der zweite Weltkrieg damals und im Rückblick die Beziehungen zwischen Enkelkindern und Großeltern geprägt hat. Besondere Herausforderungen ergeben sich, wenn unter den Beteiligten Menschen mit Behinderung sind. Zu einem aktuellen Bild gehören überdies ungewohnte Konfigurationen, etwa Männer (weniger Frauen) mit gleichaltrigen Kindern, ferner Enkelkinder-Großeltern-Beziehungen nach bekannter oder verschwiegener reproduktionsmedizinischer Behandlung.

Die strukturelle, gelebte und erlebte, mehrfache Mannigfaltigkeit vervielfacht sich, wenn die Position der mittleren Generation, also jene der Eltern bedacht wird: Hier zeigt sich exemplarisch der Einfluss Dritter auf dyadische Beziehungen – bekanntlich ein allgemeines sozialwissenschaftliches Thema. Beziehungsmuster der ältesten Generation und deren Kindern können sich in den Enkelkindern wiederfinden. Traumata werden weitergegeben, wie Arbeiten zum Holocaust zeigen. Zwischen Angehörigen der drei Generationen können sich aktuell konkurrierende Koalitionen bilden (Oerter 2008, S. 23 f.). Forschungen dazu sind selten,

doch sie sind ein Thema in Familientherapien. Kaum etwas bekannt ist über das Verhältnis der „Großeltern-Parteien“, das Rivalitäten beinhalten kann. Neuerdings gibt es insitutionalisierte Initiativen für so genannte „Wahlgroßeltern“. Unter welchen Bedingungen und inwieweit sind sie von Belang für die verbreiteten Bemühungen, „Generationendialoge“ (auch hier unter Einbezug der Eltern) und solchermaßen mikrosoziale Formen der Vergemeinschaftung zu fördern?

Diese – hier nur cursorisch dargestellte – „mehrfache Mannigfaltigkeit“ von Großelternschaft in der Gegenwart erhält einen weiteren Akzent durch die dynamische Multikulturalität westlicher Gesellschaften. Dies alles bedenkend drängt sich ein überraschender Schluss auf: Die auf den ersten Blick traditionsverwurzelte Institution der Großelternschaft ist ein soziales Medium der Individualisierung. Damit kommt ein, wie man weiß, umstrittenes Konzept der Theorien über Modernisierung ins Spiel und erhält sozusagen Sukkurs von unerwarteter Seite. Mehr noch: Es bieten sich Möglichkeiten des Anschlusses an die aktuellen Diskussionen über den Umgang mit „Singularisierung“. Das bieder erscheinende Thema der Großelternschaft rückt so in den Horizont allgemeiner Gesellschafts- und Kulturtheorien.

In dieser Perspektive stelle ich mit einer dritten These einen pragmatischen Bezug zwischen Theorie, Empirie und Praxis zur Diskussion. Ich nutze dabei das „Brückenkonzept“ der Ambivalenz. Es eignet sich meines Erachtens gut zur Analyse des Erlebens und Erfahrens von Spannungsfeldern und Widersprüchen der Beziehungsgestaltung zwischen Individuum und Gesellschaft unter aktuellen – postmodernen – Bedingungen in den damit einhergehenden Prozessen der Sozialisation (Lüscher 2016).

These 3: Großeltern-Enkelkinder-Beziehungen erfordern das Eingeständnis und den Umgang mit Ambivalenzen

Typologien

Um die Mannigfaltigkeit von Großelternschaft systematisch-analytisch zu ordnen, bietet sich der in den Sozialwissenschaften bekannte Rekurs auf Typologien an. Sie finden sich in mehreren Varianten in der Forschungsliteratur. So wurde in der frühen Studie von Cherlin & Furstenberg (1986) ein erster Typ durch „entfernte“ Beziehungen charakterisiert, ein zweiter durch „kameradschaftliche“ Beziehungen, was mit einem besonders hohen Maß an Zuneigung und Zufriedenheit einher ging, gleichzeitig aber Nichteinmischen in das Leben der Enkelkinder und das Akzeptieren der Grenzen dieser Beziehungen beinhaltet.

Ein dritter Typ wurde dadurch gekennzeichnet, dass Großeltern zum Teil elterliche Pflichten erfüllen und ein intensiver Austausch von Diensten zwischen den Generationen besteht. In einer auf einem Survey basierenden italienischen Untersuchung (Romano & Cappadozzi 2002), worin Kontakt und Betreuung im Vordergrund standen, unterschieden die Autorinnen zwischen „Nonni occasionali“ (Gelegentliche Großeltern), „Nonni assenti“ (Abwesende Großeltern), „I nonni tuttifari“ (Allgegenwärtige Großeltern) und „I nonni di vacanze“ (Ferien-Großeltern).

Diese Typologien beruhen ebenso wie andere auf den Verfahren induktiver Verallgemeinerung, oft abgeleitet aus statistischen Analysen. Sie haben den Vorzug der Plausibilität, jedoch den Nachteil der Einschränkung von Auswahl und Fragestellung. Demgegenüber möchte ich hier eine Typologie präsentieren, die an der Idee „Theorien mittlerer Reichweite“ orientiert ist. Für sie kennzeichnend ist, kurz gesagt, das Wechselspiel von Deduktion und Induktion.

Ambivalenzen als Fokus

In meinem Vorschlag gehe ich von einem Konzept sozialer Beziehungen aus, dass diese als dynamische Verknüpfung von Sozialität und Individualität versteht. Übertragen in die Praxis heißt dies: Es wird angenommen, dass sich in Beziehungen wie jene zwischen Großmutter oder Großvater und Enkelkind charakterisieren lässt, in welcher Weise die Beteiligten in ihren Interaktionen das Spannungsverhältnis zwischen institutionellen Gegebenheiten wie Brauch und Sitte sowie etablierten Ordnungen und subjektiven Dispositionen gegenseitiger Wahrnehmung, etwa Vertrautheit und Fremdheit, erleben und erfahren. Das gilt für das Handeln in Situationen ebenso wie für Handlungsketten über längere Zeiträume und somit auch für Routinen. Die Dynamik dieses Geschehens kann man als Oszillieren bezeichnen oder sich als Balancieren vorstellen. Doch sie kann sich auch im Zaudern und Zögern, Innehalten und Rückbesinnen zeigen. Dies einbeziehend bezeichne ich dieses Zeiterleben als Vaszillieren – ein Begriff, der angelsächsischen und romanischen Sprachen geläufig ist, insbesondere auch in den Literaturwissenschaften (Lüscher 2016, S. 126).

Zusätzlich recurriere ich auf die weitgehend anerkannte These, dass Beziehungen relevant für die Prozesse der sich immer wieder neu stellenden Entwicklung und Entfaltung von Fragmenten individueller und kollektiver Identitäten sind. Um das

Zusammenspiel (Ensemble) dieser konzeptuellen Elemente zu kennzeichnen, greife ich die Idee der Ambivalenz auf. Umgangssprachlich ist damit Zwiespältigkeit und Unbestimmtheit gemeint. Ich stütze ich mich jedoch auf eine elaborierte Definition (Lüscher 2016, S. 124; dort mit ausführlicher Begründung). Sie lautet kompakt formuliert: Das Konzept der Ambivalenz bietet sich an zur Analyse von Erfahrungen des Vaszillierens zwischen entgegengesetzten Polen des Fühlens, Denkens, Wollens und sozialer Strukturen in der handlungsrelevanten Suche nach dem Sinn von sozialen Beziehungen, Fakten und Texten, die für die Entfaltung und Veränderung von Fragmenten und Facetten persönlicher und kollektiver Identitäten bedeutsam sind.

Im Blick auf eine angestrebte Typologie lässt sich nun postulieren, dass Großmütter und Großväter ihre Rollen in Spannungsfeldern gestalten müssen, die sich aus den auf das einzelne Enkelkind bezogenen Vorstellungen und dem Verständnis der institutionellen Ausprägungen dieser Rollen ergeben. Diese Spannungsfelder lassen sich auf der subjektiven Dimension charakterisieren als Gegensatz von Vertrautheit und Annäherung vs. Fremdheit und Entfernung bezüglich des einzelnen Enkelkinds. Auf der institutionellen Dimension kann man von einem Gegensatz zwischen Tradition und Beharren vs. Innovation und Verändern bezüglich gesellschaftlicher Vorstellungen und Lebenskontexte sprechen.

Anschaulicher: Wenn Menschen in der Rolle von Großmutter oder Großvater handeln, wenden sie sich ihren Enkelkindern zum einen in einer ganz persönlichen Weise zu. Sie achten – wenn sie klein sind – auf ihr Lächeln und ihr Schreien. Sie achten auf Ähnlichkeiten und Unterschiede des Äußeren, etwa mit der beliebten Frage: „Wem gleicht die (oder der) Kleine?“ Sie werden aber auch gewahr, dass das Kind ein ganz anderer Mensch ist, als sie selbst es sind. So vaszilliert ihre subjektive Beziehung zum Kind zwischen Vertrautheit und Fremdheit und realisiert sich im Hin und Her zwischen Intimität und Distanz. Großeltern begegnen ihren Enkelkindern zum anderen in einem sozialen Raum, in gesellschaftlichen Verhältnissen. Diese beeinflussen das Verständnis von Großelternschaft, von Familien und ganz allgemein gesellschaftlichen Lebensformen und Institutionen. Man kann es sich als geprägt vorstellen, auf der einen Seite von Traditionen, auf denen mehr oder weniger beharrt werden sollte, und auf der anderen Seite von Kräften innovativen Veränderns.

Diese Überlegungen lassen sich in Form eines vierteiligen Diagramms darstellen. Dessen Quadranten kann man als idealtypische Ausprägungen von Großelternschaft interpretieren. Ich schlage dafür vier Bezeichnungen vor: Autoritätsperson, Gefährte/Gefährtin, (Un-)Bekannt(e)r und Patriarch/Matriarchin. Die spiralförmige Umrandung soll schematisch zeigen, dass sich die Rollenverständnisse, je nach Situation und Aufgabe sowie im Laufe der Zeit, ändern können, also dynamisch verstanden werden können. Die vier Typen lassen sich unter Bezugnahme auf Annahmen und Befunde der Generationenanalyse, der Sozialisationsforschung und hier u.a. der Bindungsforschung und der Analyse von Erziehungsstilen charakterisieren und – wichtig – je nach Thema konkretisieren sowie ausdifferenzieren. In diesem Sinne ist das Diagramm als Heuristik gedacht.

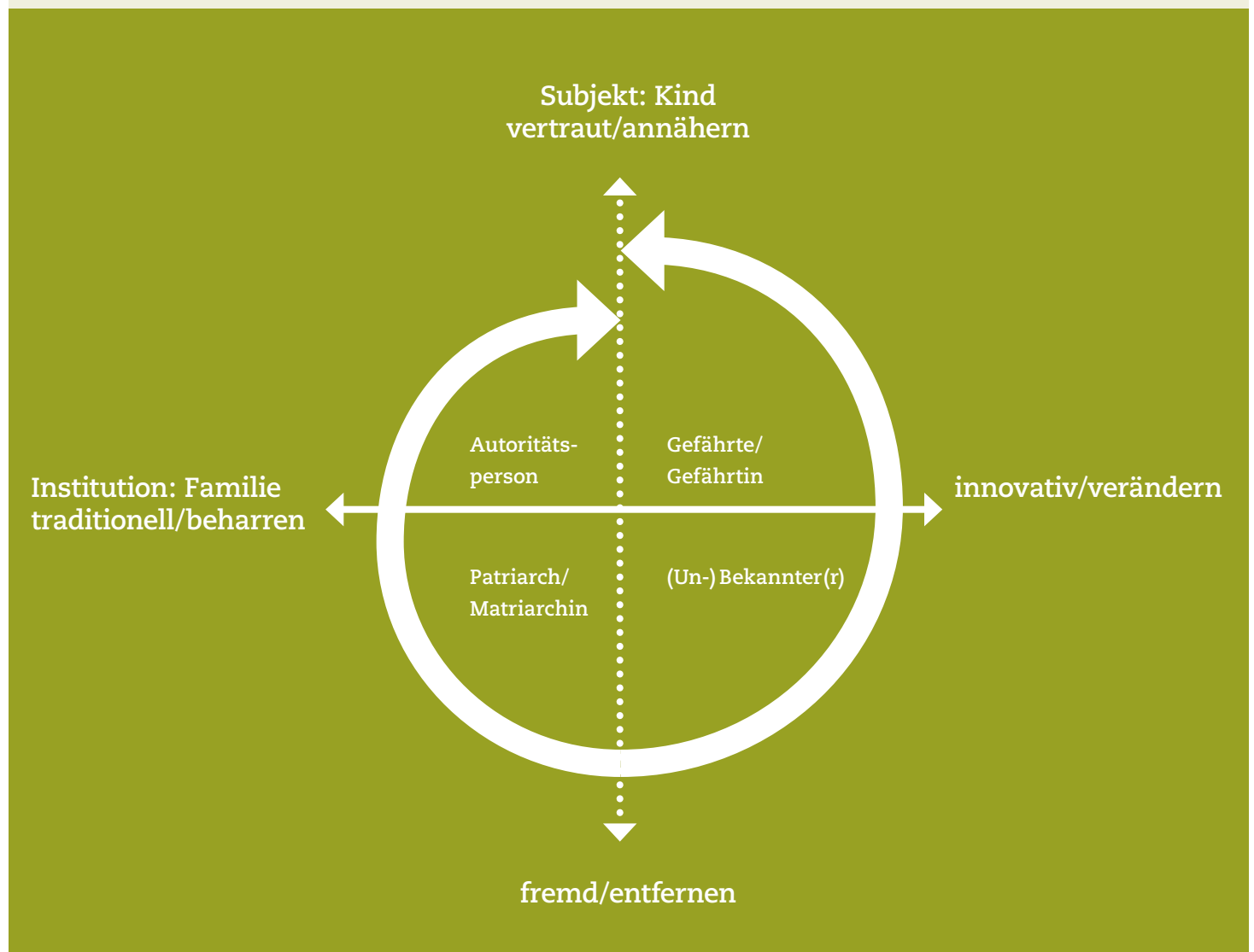
Der **erste Typ (Autoritätsperson)** steht in einem Zusammenhang mit dem Bemühen, den Enkelkindern zu bieten, was psychologisch als „secure base“ umschrieben wird und „sichere Bindung“ vermittelt. Es überwiegt der Erziehungsstil „autoritär“. Er entspricht einem Rollenverständnis der Großeltern (und Eltern) als „Autoritätspersonen“. Ambivalenzen kommen kaum zur Sprache. Sie sind latent, werden jedoch oft manifest, wenn die Entwick-

lung von den Vorstellungen des Normalen abweicht. In der Kommunikation überwiegt das rechtfertigende Erzählen.

Im **zweiten Typ (Gefährte/Gefährtin)** überwiegt im Sinne von Emanzipation die Überzeugung, dass alle Beteiligten sich eigenständig als Persönlichkeit entfalten sollen. Dabei steht bindungstheoretisch ebenfalls „Sicherheit“ im Vordergrund, doch es überwiegen die „autoritativ“ gekennzeichneten Verhaltensweisen. Ambivalenzen können in diesem Kontext offen zur Sprache kommen und als Herausforderungen interpretiert werden, sie sind also überwiegend positiv konnotiert. Kennzeichnend für die Kommunikation ist das Verhandeln.

Haben – **dritter Typ** – die Beteiligten wenig miteinander gemeinsam, sind sie füreinander tatsächlich oder im übertragenen Sinn mehr oder weniger **Unbekannte**, ohne starke Bindung an traditionelle institutionelle Vorgaben, so entspricht dies bindungstheoretisch am ehesten den unsicher-vermeidenden Verhaltensweisen. Damit vereinbar ist ein Erziehungsstil, der als permissiv, d.h. „laisser-faire“ charakterisiert wird. Ambivalenzen kommen in der Regel kaum vor oder werden übersehen. Es wird wenig miteinander kommuniziert, wenn überhaupt.

Diagramm: Ambivalenztheoretisch begründete Typologie der Großelternrollen



Der **vierte Typ (Patriarch/Matriarchin)** ist geprägt von mehr oder weniger erzwungenen Vorstellungen einer unauflösbaren institutionellen Ordnung, hinter der persönliche Verbundenheit zurücktritt. Es ist ein von Desorganisation geprägtes Bindungsverhalten zu erwarten und die gegenseitigen Umgangsformen sind instrumentell, können sogar Missbrauch und Misshandlung einschließen. Ambivalenzerfahrungen sind virulent, werden negativ erlebt und können traumatisch sein. In der Kommunikation überwiegen Streit und Machtansprüche.

Erweiterungen

Das Modul ist eine Methode zur Analyse von Mannigfaltigkeit mittels einer Reduktion auf die dynamischen Spannungsfelder zwischen Gegensätzen. Es kann auf den Umgang mit konstitutiven Differenzen interpretiert werden, eben beispielsweise jenen zwischen Generationen. Da Ambivalenzen den Umgang mit Differenzen beinhalten, ergeben sich neue Einsichten, wie die zwischen Enkelkindern und Großeltern stattfindenden Prozesse des Lernens verstanden werden können.

Es geht nicht nur darum, dass Großeltern aus „früheren Zeiten“ berichten können und so eine gewisse Kontinuität repräsentieren. Ebenso wichtig dürfte ein Sachverhalt sein, den Krappmann (1997, S. 185-204) anschaulich schildert: Das Kleinkind, das von der Großmutter (oder dem Großvater) liebevoll herumgetragen wird, kann schon früh die Erfahrung machen, dass es neben der Mutter und dem Vater Menschen gibt, die ihm ihre volle Zuneigung zeigen und dennoch etwas anders mit ihm umgehen, als die Eltern dies tun. Allgemeiner gesprochen: Großeltern können Enkelkindern vor dem Hintergrund einer grundsätzlich voraussetzbaren persönlicher Zuwendung und Wertschätzung wichtige Erfahrungen von „Differenz“ vermitteln. Das trifft auch in späteren Lebensphasen zu.

Doch das Beispiel lässt sich auch umkehren: Großeltern können im Umgang mit ihren Enkeln eine doppelte Differenzerfahrung machen. Sie erfahren, oft in spannungsvoller Weise, dass die Enkel andere Kinder sind als seinerzeit ihre eigenen Töchter und Söhne. Und: Die Enkel, vor allem wenn sie älter werden, leben in anderen aktuellen und virtuellen Welten. Das Erleben dieser Differenzen geht häufig mit Ambivalenzen einher. Dabei lautet die Frage nicht, ob und wie Kinder von Großeltern oder diese von Kindern lernen, sondern, ob und wie sie zusammen mit Kindern lernen, eben auch den sozial konstruktiven Umgang mit dem Ambivalenten, insbesondere auch im Fall von Behinderungen.

Dieses Lernen beinhaltet auch, dass das soziale und kulturelle Erbe nicht schlicht von der einen Generation an die andere weitergegeben und von dieser geerbt wird. Zutreffender ist der Begriff des „Erbens“, bekannt aus Goethes geflügeltem Wort „Was Du ererbst von Deinen Vätern hast, erwirb es um es zu besitzen“. Damit wird unterstrichen: Es geht um Lernprozesse, in denen sich die Generationen im gemeinsamen Tun mit dem ihnen vorgegebenen Erbe kritisch auseinandersetzen und sich die dabei stellenden Unsicherheiten und Unwägbarkeiten sowie die damit einhergehenden Beziehungsambivalenzen eingestehen. Es findet „generative Sozialisation“ statt (Lüscher & Liegle 2015). Dieses Geschehen geht einher mit der sich immer wieder stellenden Aufgabe der Akzentuierung von Fragmenten der eigenen Identität.

Großelternschaft als Beziehungspreziose

Dieser Skizze liegt das Bemühen einer analytischen Annäherung an Großelternschaft zugrunde – getragen von Skepsis gegenüber einer verbreiteten

Idealisierung. Doch es liegt ihr auch eine implizite Wertschätzung zugrunde, indem von Facetten die Rede ist. Der Begriff meint ursprünglich die Oberflächen eines Edelsteins, beinhaltet somit eine Metapher: Großelternschaft kann etwas Kostbares, Wertvolles sein. Doch um sie zum Glänzen zu bringen braucht es Arbeit, Einfühlungsgabe und Geschick. Auch können Risse, Brüche und dunkle Seiten zum Vorschein kommen. Und überdies gilt: Großelternschaft ist eine unter den Beziehungspreziosen menschlichen Zusammenlebens, die starke Akzente in der wechselseitigen Entfaltung eigenständiger und gemeinschaftsfähiger Persönlichkeiten setzen.

www.kurtluescher.de

Kurt Lüscher war von 1971 bis 2000 Professor für Soziologie an der Universität Konstanz und leitete dort seit 1989 bis zu seiner Emeritierung den Forschungsschwerpunkt „Gesellschaft und Familie“.

LITERATUR

Vorbemerkung: Ich knüpfe in diesem Text an Gedanken an, die ich an anderer Stelle formuliert habe (insbesondere Lüscher 2008, 2016) und führe diese weiter, ohne dies im Einzelnen zu dokumentieren. Ich danke Andreas Lange für anregende Kommentare.

- Attias-Donfut, C. & Segalen, M. (1998): *Grand-parents*. Paris.
- Cherlin, A. & Furstenberg, F. F. (1986): *The new American grand-parents*. New York.
- Chvojka, E. (2003): *Geschichte der Großelternrollen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*. Wien.
- Göckenjan, G. (2000): *Das Alter würdigen. Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters*. Frankfurt am Main.
- Krappmann, L. (1997): *Brauchen junge Menschen alte Menschen?*, in: Krappmann, L. & Lepenies, A. (Hrsg.): *Alt und Jung. Spannung und Solidarität zwischen den Generationen*. Frankfurt am Main, S. 185-204.
- Lüscher, K. (2008): *Großelternschaft – eine soziologische Annäherung*. In: Klosinski, G. (Hrsg.): *Großeltern heute – Hilfe oder Hemmnis? Analysen und Perspektiven für die pädagogisch-psychologische Praxis*. Tübingen, S. 33-58 (abrufbar unter www.kurtluescher.de).
- Lüscher, K. (2016): *Sozialisation und Ambivalenzen. Bausteine eines Vademekums*. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, ZSE 2/2016: S. 108-136 (abrufbar unter www.kurtluescher.de).
- Lüscher, K. & Liegle, L. (2015): *Generative Sozialisation*. In: Hurrelmann, K., Bauer, U., Grundmann, M., Walper, S. (Hrsg.): *Handbuch Sozialisationsforschung*: S. 281-299 (abrufbar unter www.kurtluescher.de).
- Oerter, R. (2008): *Großeltern zwischen Tradition und Innovation*. In: Klosinski, G. (Hrsg.): *Großeltern heute – Hilfe oder Hemmnis? Analysen und Perspektiven für die pädagogisch-psychologische Praxis*. Tübingen, S. 33-58.
- Romano, M. & Cappadozzi, T. (2002): *Generazioni estreme. Nonni e nipoti*. In: Sgritta, Giovanni (Hrsg.): *Il gioco delle generazioni*. Milano, S. 179-207.